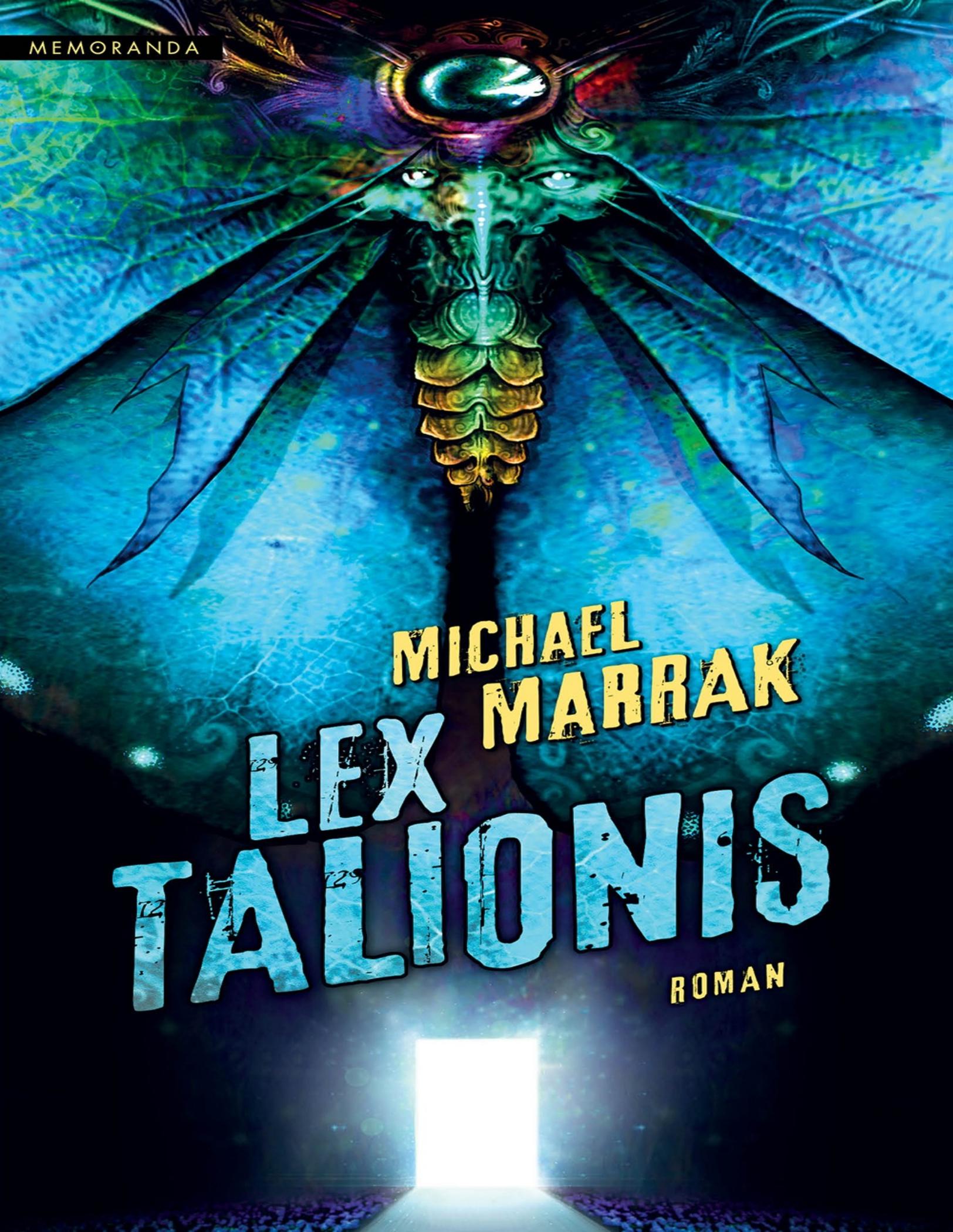


MEMORANDA



**MICHAEL  
MARRAK**

**LEX  
TALIIONIS**

**ROMAN**

MICHAEL  
MARRAK  
LEX  
TALIONIS  
ROMAN

MEMORANDA

# Impressum

Michael Marrak: Lex Talionis

© 2022 Michael Marrak (Text)  
© 2022 Holger Much (Titelbild)

© dieser Ausgabe 2022 by  
Memoranda Verlag Hardy Kettlitz  
Alle Rechte vorbehalten

Korrektur: Christian Winkelmann  
Gestaltung: Hardy Kettlitz & Michael Marrak

Memoranda Verlag  
Hardy Kettlitz  
Ilsehof 12  
12053 Berlin  
[www.memoranda.eu](http://www.memoranda.eu)

ISBN: 978-3-948616-64-9 (Buchausgabe)  
ISBN: 978-3-948616-65-6 (E-Book)

MEMORANDA

# **Inhalt**

## **PROLOG**

### **TEIL 1**

## **DER WIND MEINER FLÜGEL**

### **ZWISCHENSPIEL 1**

### **TEIL 2**

## **DER HAUCH DES ZEPHYRS**

### **ZWISCHENSPIEL 2**

### **TEIL 3**

## **DIE HÜTER DER PFORTEN**

### **ZWISCHENSPIEL 3**

### **TEIL 4**

## **DER GEIST DER VERGANGENHEIT**

## **NACHSPIEL**

*The world is full of gods and beasts  
Some to serve and some to feast  
Avert your eyes from the sky  
The lies of God and the God of lies*

SOL INVICTUS, Lex Talionis

# PROLOG

Es heißt, Hoffnung werde in der Dunkelheit geboren und sei nicht mehr als eine Illusion der Schatten, die sie bevölkern.

Sie ist das Glimmen in Pandoras Büchse, ein sanfter Trost für alle, die wissen, wie man die Zähne zusammenbeißt und den Rotz hochzieht. Hoffnung treibt uns selbst dort weiter, wo das Eis zu dünn geworden, das Vertrauen gebrochen und der Glaube an die menschliche Vernunft verloren scheint. Sie ist ein metaphysischer Strohhalm, robust genug, um sich über Wasser zu halten, aber zu fragil, um sich ans rettende Ufer zu ziehen. Ein göttliches Irrlicht für die Ohnmächtigen und die Verzweifelten, das ihnen jede noch so erdrückende Dunkelheit erträglich macht. Wie so oft versteckt sich die Wahrheit hinter Spiegeln – ist es doch ausgerechnet die Hoffnung, die einer neuen Dunkelheit als Nährboden dient.

In der einen Minute glaubt man noch, der Schierlingskelch schwebe an einem vorüber, in der nächsten spürt man plötzlich den Sog. Sein Einfluss wird allgegenwärtig, erfasst die Häuser und die Straßen, erfüllt jeden Winkel, jedes Geräusch und jeden Geruch. Die Stadt wird zu einem Moloch, und die Gravitation seiner Ruchlosigkeit unerbittlich. Hat er sein Opfer erst einmal verschlungen, bleibt diesem kaum mehr, als die Schmerzen zu ertragen und auf den finalen Knall zu warten. Innerhalb eines Wimpernschlages ist es schließlich vorbei.

Tusch.

Vorhang.  
Kein Applaus.  
Keine Tränen.

Als ich die Mündung der Waffe am Hinterkopf spürte, überkam mich der Drang zu lächeln. Die Kälte des Metalls erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen, nie gekannten Ruhe. Womöglich resultierte sie aus der Endgültigkeit der Situation und der Unausweichlichkeit des Folgenden. Vielleicht war es der Zustand, den Mediziner *Resignatio morituri* nennen; jene Sekundenbruchteile, in denen einem Menschen bewusst wird, dass sein Schicksal besiegelt ist und es hier und heute endet, an diesem schäbigen Ort, auf der Stelle. Dass es keinen Ausweg mehr gibt, keine rettende Tür, keine helfende Hand. Dass der Boden sich unter den Füßen geöffnet hat und der Strick sich spannt.

Meine Zähne schabten über den Steinboden, als die Hand, die mich im Nacken gepackt hielt, den Druck verstärkte. Das Gestein unter mir war kalt und feucht. Mit der linken Gesichtshälfte lag ich in einer Lache aus gerinnendem Blut. Meine Arme waren damit verschmiert, meine Finger versanken fast darin, als ich mich ein letztes Mal hochzustemmen versuchte. Der Griff meines Gegners war unnachgiebig. Nachdem er mich wieder unter Kontrolle gebracht hatte, rammte er mir sein Knie in den Rücken. Ich stieß explosionsartig die Luft aus, was vor meinem Gesicht eine Blutfontäne aufspritzen ließ.

»Nur keine Hemmungen, Alexander«, vernahm ich seine heisere Stimme. »Lass es einfach raus.« Entweder litt er an einer Kehlkopfentzündung, oder er verstellte sich, um sich nicht zu verraten.

Mit der freien Hand tastete er meine Jacke ab, fischte meine Brieftasche heraus, legte sie vor sich auf meinem Rücken ab und begann die einzelnen Dokumente herauszuziehen. Scheckkarten, mein Impfpass, meine

Versichertenkarten, mein Personalausweis und mein Führerschein purzelten auf mich herab und landeten im Blut.

»Kriminalistischer Konsultant«, las er im Schein der Notbeleuchtung schließlich von meiner Visitenkarte ab. Die Mündung seiner Waffe weiterhin in meinen Nacken gedrückt, beugte er sich herab. »Hallo, kriminalistischer Konsultant«, raunte er mir ins Ohr. Sein Atem stank nach etwas, das mich an Formalin erinnerte. »Der Augenblick, in dem nackte Worte ein Gesicht bekommen, ist magisch, findest du nicht? Sag, wie fühlt man sich als parasitärer Organismus in diesem urbanen Meer aus intellektuellem Plankton?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, entgegnete ich. Meine Worte klangen, als wäre meine Zunge ein dicker, tauber Klumpen. »Wer sind Sie? Was sind Sie?«

»Ein urbaner Antikörper, Alexander. Die personifizierte Wut dieser Stadt, ihre *Ultima Ratio*, hervorgebracht, um erfolgreich zu sein, wo andere versagen. Aber warum so förmlich, Lex? Immerhin hast du der Gesellschaft in wohlfeilen Worten mein geheimstes Inneres offenbart. Menschen, die tiefer in mich hineinzublicken vermögen als ich selbst, imponieren mir. Das ist eine Gottesgabe! Sie macht uns zu Seelenverwandten. Bei so viel spiritueller Intimität könnten wir doch vertrauter miteinander umgehen, findest du nicht?«

»Sagen Sie mir Ihren Namen, dann sehen wir weiter.«

»Er ist nicht von Belang.« Der Fremde ließ die Brieftasche vor mir auf den Boden klatschen. Kalte Blutklumpen spritzten mir ins Gesicht. »Müsste hier eigentlich nicht viel mehr draufstehen?«, fragte er und hielt mir die Visitenkarte vors Gesicht. »Ich meine, so etwas Schnödes wie Konsultant wird der Sache doch nicht annähernd gerecht, oder? Sollte da nicht auch Elendstourist, Visionist, Weltenpendler und notorischer Unruhestifter mit aufgezählt werden? Du schämst dich

doch hoffentlich nicht für diese Attribute?«

Der Boden begann leicht zu beben, als ein Zug den Evakuierungstollen passierte, in dem wir uns befanden. Von der wenige Meter entfernten U-Bahn-Trasse trennte uns nur eine Brandschutztür.

»Nun gut, wie auch immer«, sagte er, als ich mich in Schweigen hüllte. »Fluchttiere muss man vor sich hertreiben, dann rennen sie Hals über Kopf in jede noch so primitive Falle – wie dein Freund hier.« Er tippte den neben mir liegenden Toten mit der Mündung der Waffe an. »Raubtiere hingegen lauern ihrer Beute auf oder stellen ihr nach«, fuhr er fort. »Jeder ihrer Sinne ist auf Jagen, Ergreifen und Töten fokussiert. Und dennoch folgen sie unbeirrt ihren Instinkten wie Ameisen der Pheromonspur ihrer Pioniere. Das macht sie bei all ihrer Kompromisslosigkeit berechenbar. Sie rennen offenen Auges ins Verderben, weil sie glauben, die Situation unter Kontrolle zu haben.« Er tippte mir mit einem Finger an die Stirn. »Aber du bist nur ein Sklave deines Intellekts, Lex, und lässt dich von ihm verschaukeln, blind und taub wie ein Kamikaze-Weisheitsäffchen ...«

Meine Gedanken rasten, suchten einen Ausweg. »Warum tun Sie das?«, fragte ich, um Zeit zu gewinnen. »Ich verstehe das Motiv nicht.«

Mein Gegner schnaubte amüsiert. »Doch, ich denke, das tust du sehr wohl«, sagte er. »Warum sprüht Banksy Graffiti an Hauswände? Warum stapelt Gray an Seeufern Steine? Warum arrangiert Goldsworthy Tag für Tag die Natur zu komplexen Strukturen? Weil sie in ihrem einsamen Schaffen Erfüllung finden. Es ist ihr Lebensinhalt, ihre Berufung, Vergängliches zu erschaffen, um es anschließend den Elementen und sich selbst zu überlassen. Dies war einst auch Gottes Prämisse bei der Schöpfung eurer die Hybris kultivierenden Spezies: Vergänglichkeit, nicht mehr und nicht weniger! Das menschliche Leben ist eine ganz und gar überbewertete biologische Eskapade, Lex, ein

unermesslich bedeutungsloses Bewusstseinsflackern im Universum. Also huldige ich dem Zeitgeist und bereichere die Stadt, die einen jeden von euch überdauern wird, mit den Kunstwerken, die sie wirklich verdient. Sie ist meine Galerie, mein Konzertsaal, meine Bühne, mächtig und ästhetisch. Während andere sich in Öl, Tusche, Schrott, Noten oder Worten versuchen, arbeite ich mit Fleisch und Blut. Ich gebe den Deinen Gelegenheit, in den Spiegel zu blicken und ihr wahres Wesen zu erkennen. Orte animalischer Gewalt und instinktgesteuerter Triebe, gleich jenen, aus denen deine Spezies einst hervorgekrochen ist – und in denen sie früher oder später wieder untergehen wird.«

»Ich werde Sie vor Ihren eigenen Spiegel treten lassen«, prophezeite ich dem Fremden. »Aber auf der anderen Seite wird etwas auf Sie warten, vor dem selbst Gott graut.«

»Immer eine nette Metapher in petto.« Mein Gegner lachte leise. »Der Mann, der in die Vergangenheit sehen kann, sagt plötzlich auch die Zukunft voraus. Im Angesicht des Todes entwickelt ihr Menschen wahrlich ungeahnte Talente.« Er stieß ein leises Seufzen aus, dann sagte er: »Euer gesamtes Dasein von der Wiege bis ins Grab ist eine einzige Todesspirale, Lex. Einige werden lange vor ihren selbst gesteckten Zielen aus der Bahn geworfen und verpuffen in der Bedeutungslosigkeit, andere donnern im Zenit ihres Schaffens mit vollem Karacho brüllend in die Grube und verabschieden sich mit einem Furz. Was also ist so schändlich daran, das Innere jener Menschen, die es verdient haben, nach außen zu kehren? Es gibt genug von euch. Ihr seid eine natürliche Ressource.« Mit der freien Hand griff er in eine seiner Taschen. »Wie heißt es noch gleich: Wer im heiligen Tabernakel sitzt, sollte nicht mit Engeln werfen ...«

Papier raschelte, dann legte er einen zerknitterten, aus einer Tageszeitung gerissenen Artikel vor mir ins Blut. Ich brauchte nicht einmal den Kopf zu verdrehen, um zu

wissen, welchem Thema er sich widmete.

»Der Absatz, in dem du von einem neurotischen, komplexgesteuerten Gernegroß schreibst und mich einen Soziopathen mit Caligula-Syndrom nennst, hat mich sehr amüsiert«, sagte er. »Ich würde mich gern vor dir verneigen, lägst du nicht unter mir im Dreck. Aber Letzteres wird dem Schöpfer nicht gerecht. Eure gesamte Geschichte ist ein beschämender Haufen Scheiße, Lex. Ich kannte ihn gut, euren sogenannten Caligula. Sein wirklicher Name war Gaius Iulius Caesar, und seinen posthumen Ruf hat er wahrlich nicht verdient.

Eine eurer Redensarten besagt, dass die Kunst früher oder später stets ihre Schöpfer frisst – doch warum den Spieß nicht einfach umdrehen und dem Schöpfer die Kunst einverleiben?« Er zerknüllte den mit Blut vollgesogenen Zeitungsausschnitt und hielt ihn mir an den Mund. »Iss!«, verlangte er. Als der nasse Klumpen meine Lippen berührte, drehte ich angewidert den Kopf zur Seite. »Was ist los, Lex? Schmeckt dir etwa dein eigenes Pamphlet nicht, oder ist dir der Dip zu fad?« Der Druck gegen meinen Mund wurde stärker. »Iss, oder ich beginne damit, dir Fetzen für Fetzen das Gesicht wegzuschießen. Mit deiner Nase fange ich an, dann folgen deine Lippen, dann deine Zähne ... Komm schon, sei kein Suppenkasper.«

»Fahren Sie zur ...«

Mein Gegner nutzte den Moment, um mir den Zelluloseklumpen in den Mund zu stopfen. Ein Kaureflex ließ mich zubeißen, woraufhin mir das herausgepresste Blut über die Zunge lief. Ich musste würgen und kotzte den Brocken mitsamt meinem Frühstück wieder heraus.

»Ach, Lex«, seufzte der Kerl auf mir. »Du enttäuschst mich. Ich hatte gehofft, du wärst härter im Nehmen. Nun muss ich erkennen, dass du nicht mehr bist als ein verweichlichter Orakelkurier, der den Frust über seine verlorenen Illusionen hinter Sarkasmus und Scheinheiligkeit versteckt. Bedauerlich, wirklich. Ich

wünschte, wir wären uns auf Augenhöhe begegnet. Na ja, vielleicht habe ich mit deinem Weibchen mehr Glück.«

Ich vernahm das Spannen eines Abzugshahns. Es war also keine Pistole, deren Mündung ich spürte, sondern ein Revolver. Mit Tränen in den Augen starrte ich auf den Papierklumpen, der sich wie ein kleines Eiland in meinem Erbrochenen erhob, dann schloss ich die Augen.

*Resignatio morituri.*

# **TEIL 1**

## **DER WIND MEINER FLÜGEL**

*Willst du Bitterkeit über deine Feinde bringen,  
dann füttere einen Schmetterling.*

Fernöstliches Sprichwort

# 1

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, wann meine Abwärtsspirale begonnen hatte, sich zu drehen. Vielleicht vor Monaten, vielleicht aber auch schon vor Jahren. Ihr Sog hatte sich am Anfang angefühlt wie jeder andere gegen die Moral rotierende Ereignisstrudel, der in der Stadt zu wüten beginnt. Im Prinzip macht es keinen Unterschied, ob er aus Wasser, Wind, bösen Omen oder schlechten Taten besteht. Das Resultat ist für alle Beteiligten das gleiche: Früher oder später werden sie verschlungen und an einem Ort wieder ausgespuckt, den sie sich zeit ihres Lebens unbewusst aus ihren Ängsten geschaffen haben.

Das ist unser aller Los: sich in die Nacht gestoßen mit dem Undenkbaren zu arrangieren und dabei noch ein Lächeln zu bewahren.

Mir war bewusst, dass der Sog bereits seit Jahren an mir und meiner Psyche zerrte, aber mit Fallroutine und ein paar schäbigen Tricks hatte ich es bisher vermocht, ihm zu widerstehen und dem Moloch eine lange Nase zu drehen. Selbst als es vor sieben Monaten für einen kurzen Moment so ausgesehen hatte, als hätte die urbane Singularität in seinem Zentrum das Tauziehen doch noch gewonnen.

Der Tag, an dem mir bewusst wurde, wie nahe ich dem Abgrund ohne Wiederkehr inzwischen gekommen war, begann für Vinzenz und mich wie jeder Schicksalsstrom: an seinem Ursprung. Dabei war sein Wasser bereits eine lange Strecke durch verborgene Klüfte und Spalten geflossen,

ehe es an der Oberfläche unserer Welt als Quelle zutage trat. Von dem unterirdischen Reich, in dessen Dunkelheit sein wahrer Ursprung lag, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nichts.

»Das war die falsche Querstraße.«

Vinzenz Brehmer ließ die Seitenscheibe herab und streckte den Kopf aus dem Fenster. Vor sich hin murmelnd sah er sich um und starrte letztlich in den Himmel, als könnten die Sterne ihm den Weg weisen. »Ich hasse diese Villenviertel bei Nacht«, klagte er, als er keinen Orientierungspunkt fand. »Wohin man blickt, nur Hecken, Wohlstandspalisaden, Überwachungskameras und Verbotsschilder ...«

*These suburbia streets be one hell of a place*, sinnierte der Sänger im Radio und ließ mich schmunzeln. *Behind those palace gates, be the familiar face ...*

»Sehr witzig, wirklich«, brummte Vinzenz und schaltete das Radio aus.

»Entspann dich«, sagte ich. »Und mach das Fenster zu. Ich weiß, wo wir sind.«

»Das Auto aber anscheinend nicht.«

»Denkst du wirklich, ich schlendere mir nichts, dir nichts durch den Haupteingang? Wie lange machen wir das nun schon, Vinz?«

»Offenbar nicht lange genug.«

»Vertrau mir. Ich parke hinter dem Anwesen.«

»Und dort hängen uns dann zwei Rottweiler an den Eiern ...«

Ich fuhr bis zum Ende der Straße und bog auf einen unbeleuchteten Weg ab, der den Stadtwald von den heckengesäumten Grundstücksparzellen trennte. Auf den letzten Metern ließ ich den Wagen schließlich nur noch im Schein der wenigen Laternen rollen. Jenseits der gestutzten Thuja- und Ligusterhecken flackerte Blaulicht.

Wir stiegen aus, schlossen die Wagentüren und gingen bis zu einem gusseisernen, ins Buschwerk eingelassenen Gartentor. Ich drückte die Klinke nieder, woraufhin die Pforte leise quietschend aufschwang.

»Fortuna, du Trägerische«, murmelte ich.

»Warum müssen wir uns ständig von hinten anschleichen?«, beschwerte sich Vinzenz.

»Weil das der Weg ist, den auch der Puppenspieler genommen hat.«

»Ist das nur eine Vermutung? Oder ein Tipp des großen weißen Kaninchens?«

»Mach dich ruhig lustig, Vinz.«

Zwischen uns und der erleuchteten Villenveranda lag ein etwa vierhundert Quadratmeter großes Areal aus knöchelhohem Rasen, gestutzten Bäumen, Ziersträuchern und Rabatten. Die Terrasse war bis auf einen gut drei Meter breiten Durchlass von faltbaren weißen Sichtschutzwänden umgeben. Sie verhinderten, dass Neugierige durch die breite Glasfassade blicken konnten.

Unsere Kommunikation fand seit Betreten des Grundstücks nur noch nonverbal statt, mittels einer Pseudogebärdensprache, die wir uns im Lauf der Jahre angeeignet hatten. Sie machte vieles einfacher und unser Agieren unauffälliger. Als Vinzenz und ich uns auf das weitere Vorgehen geeinigt hatten und aus dem Schatten einer Hainbuche traten, vernahm ich in unmittelbarer Nähe ein verdächtiges Plätschern. Eine männliche Person seufzte, dann klimperte eine Gürtelschnalle. Ehe Vinzenz und ich Gelegenheit hatten, erneut in Deckung zu gehen, trat die Person, die sich auf der anderen Seite des Baumes erleichtert hatte, ins Sichtfeld. Es war – Fortuna, du treulose Hure! – ausgerechnet Hendrik Mertens, der arschkratzend zurück Richtung Terrassenaufgang schlenderte. Möglicherweise veranlasste ihn auf halbem Weg ein unbeabsichtigtes Geräusch, sich nach uns umzudrehen. Als er unsere Schatten bemerkte, zog er seine

Dienstwaffe, zielte in unsere Richtung und bellte: »Stehen bleiben!«

Mit der anderen Hand fischte er eine kleine Stabtaschenlampe aus seiner Jackentasche und leuchtete in unsere Gesichter. Beim Anblick von Vinzenz und mir stieß er einen leisen Fluch aus und steckte die Waffe zurück in sein Schulterholster. »Dass ihr beiden Knallchargen mal wieder von hinten angeschlichen kommt, war so sicher wie das Amen in der Kirche«, blaffte er uns an. Dann wandte er sich zur Terrasse um und rief: »Fechner, Ihre beiden Psychos sind hier!«

»Operation *Ich-spaziere-doch-nicht-durch-den-Haupteingang* läuft ja echt super«, raunte Vinzenz.

»Halt die Klappe«, gab ich zurück.

Sekunden vergingen, bis sich nähernde Schritte auf den Verandafliesen zu hören waren. Dann tauchte Miriam Fechner zwischen den Sichtschutzwänden auf und blickte suchend in die Dunkelheit.

»Hier drüben!«, rief Mertens und gab ihr Lichtzeichen.

Miriam hatte ihr lockiges blondes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und war wie Mertens in Zivil gekleidet. Mit einer blau schimmernden Plastiktüte in der Hand lugte sie durch die Lücke im Sichtschutz. Als sie mich im Lichtkegel von Mertens' Taschenlampe erspähte, murmelte sie etwas Unverständliches. Vorsichtig verstaute sie die Plastiktüte in einer ihrer Taschen und tänzelte die Verandatreppe herab. Meine Nervosität stieg mit jedem Schritt, den sie näher kam. Ich bemühte mich, es mir nicht anmerken zu lassen. In den nächsten Sekunden würde sich zeigen, ob sich jemand auf Kosten von Vinzenz und mir einen schlechten Scherz erlaubt hatte.

Der Augenblick der Wahrheit.

Leider war die Frage, ob unser Hiersein erwünscht war, nicht der einzige Knackpunkt unserer Zusammenkunft. Als Miriam und ich noch ein weitaus intimeres Verhältnis zueinander gepflegt hatten, hatte sie das Problem einmal

mit den Worten formuliert: Es ist, als wären ein Löwe und ein Krokodil in einer Zeitschleife gefangen und würden sich tagein, tagaus aufs Neue an einem Seeufer um den Kadaver einer Gazelle streiten. Jeder der beiden beanspruchte den Fund für sich und versuchte ihn gegen den Willen des anderen in sein ureigenes Territorium zu zerren; der Löwe hinauf aufs Land, das Krokodil hinein ins Wasser. Beide zugleich können den Kampf nicht gewinnen. Einer von ihnen würde obsiegen – und der Verlierer es ihm ewig nachtragen.

Seinerzeit war die Welt für uns noch eine andere gewesen. Kennengelernt hatten wir uns, nachdem ich meine Beratertätigkeit für das Präsidium aufgenommen hatte. Besser gesagt: Nachdem man mir dort angeboten hatte, meine Weste reinzuwaschen. Wochenlang hatten Miriam und ich unsere Beziehung heimlich gepflegt, bis sie zu einem offenen Geheimnis mutiert war, danach auch *coram publico*. Weitere fünf Monate waren vergangen, bis wir entschieden hatten, uns eine gemeinsame Wohnung zu suchen. Als ein Jahr später endlich alles für das gemeinsame Leben bereit gewesen war und es nur noch des letzten, entscheidenden Schrittes bedurft hätte, waren wir zu der Erkenntnis gelangt, dass wir uns trennen sollten, um unser beider Seelenheil zu wahren. Ein guter Freund hatte es dereinst lakonisch als bipolare Bewusstseinsweiterung und spontanen Dogmenwechsel bezeichnet.

Das bis zur Unerträglichkeit gestauchte Teslafeld zwischen unseren sich offenbar widernatürlich aufeinander zubewegenden Ego-Industriemagneten hatte sich letztlich als unüberwindbar erwiesen. Unsere Trennung war explosionsartig, aber einvernehmlich gewesen. Mit viel Blitz und Pulverdampf, aber ohne Knall und Donner. Unser einst für uns beide hergerichteter Apartment bewohnte ich bis heute allein.

»Lex!«, seufzte sie, als sie uns erreicht hatte. Gehüllt in

eine für sie typische Aura aus grimmiger Nonchalance, musterte sie Vinzenz und mich. »Ich hoffe inständig, dass ihr mit der Sache hier tatsächlich nichts zu tun habt.«

»Das hoffe ich auch«, bemerkte Mertens. Er zündete sich eine Zigarette an, schenkte mir einen abfälligen Blick und stapfte zurück Richtung Veranda.

Ich sah zu Vinzenz, der ins Firmament starrte, als flehte er ein weiteres Mal um göttlichen Beistand. Miriam folgte seinem Blick, dann sagte sie: »Ganz ehrlich, ich würde wirklich gern endlich verstehen, wie das funktioniert.« Sie musterte mich, womöglich in der Hoffnung, nach all den Jahren endlich eine einfache und nachvollziehbare Antwort zu erhalten. »Mir wäre es allerdings lieber, deine komische ... Gabe würde dich informieren, *bevor* so etwas geschieht. Das würde uns eine ganze Menge Arbeit ersparen.«

»Schon irgendetwas Besonderes gefunden, das uns entgangen ist?«, fragte Mertens, der unserem Gespräch von der Terrasse aus lauschte. »Auren? Geisterstimmen? Der Aha-Moment des Nostradamus?«

Ich sah zu ihm hinüber. Hendrik Mertens war ein schlaksiger Mittvierziger mit trendig gestutztem Freudianer-Bart, der mich um einen halben Kopf überragte, was ihm wohl eine Art Überlegenheitsgefühl vermittelte.

»Nur Ihre Reviermarkierung«, gab ich zurück. »Würde mich nicht wundern, wenn Sie auch zum Kacken in den Garten gehen.«

Miriam gab Mertens mit einer knappen Geste zu verstehen, dass seine Anwesenheit nicht weiter erforderlich war. Schweigend sah sie ihm nach, bis er durch die Verandatür im Haus verschwunden war, dann schloss sie kurz die Augen und atmete tief durch. Ich konnte ihre Nasenflügel beben sehen.

»Bitte haltet euch wenigstens dort drin an die Spielregeln«, sagte sie in gedämpftem Ton, als sie ihren Kollegen außer Hörweite währte. »Mertens ist wegen euch schon den ganzen Abend auf hundertachtzig.«

Ich schaltete zurück auf DefCon 3. Für unser erstes Wiedersehen nach fast sieben Monaten Funkstille war es eigentlich gar nicht so übel gelaufen wie befürchtet. Unser Verhältnis zueinander war nach wie vor angespannt, aber irgendetwas schien ihr am aktuellen Fall zu schaffen zu machen – und es war offenbar mächtig genug, um alle unangenehmen Assoziationen in den Hintergrund zu drängen. Zumindest vorübergehend.

Als wir vor der Veranda standen und ich erstmals einen Blick durch die Lücke in der Sichtschutzwand werfen konnte, sah ich einen Forensiker in weißem Einwegoverall, der in der hell erleuchteten Wohnung einen Scheinwerfer ausrichtete.

»Wartet kurz hier, ich muss noch etwas klären«, sagte Miriam, dann eilte sie die Stufen zur Terrasse empor.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, als die Stimmen von Mertens und ihr durch die Verandatür zu hören waren. Bei dem dahinter liegenden Raum handelte es sich offenbar um ein Wohn- oder Empfangszimmer. Zwei von der Spurensicherung auf Höhe der Balkontür platzierte Strahler beleuchteten etwas, das sich außerhalb meines Sichtfeldes befand. Es war nicht viel Fantasie vonnöten, um zu ahnen, worum es sich dabei handelte.

Miriam und Mertens standen abseits der Scheinwerfer im angrenzenden Flur und lieferten sich eine verbale Auseinandersetzung, von der nur unverständliche Wortfetzen zu uns herausdrangen.

»Lippenlesen wäre jetzt eine gesegnete Gabe«, bemerkte ich, nachdem einer der Kriminaltechniker die Verandatür geschlossen hatte. »Gleicher Meinung scheinen sie jedenfalls nicht zu sein.«

»Scheißidee«, murmelte Vinzenz.

»Bitte?«

»Der grimbärtige Zitteraal im Schlabbersakko sagte gerade, er halte das für eine Scheißidee – was auch immer dieses ›das‹ sein mag.« Vinzenz sah mich an. »Was denn?«,

fragte er, als er meinen Gesichtsausdruck bemerkte. »Lydia hat mir ein paar Sachen beigebracht. Seit einer Meningitis vor sechs Jahren ist ihr Vater fast völlig taub.«

Ich schüttelte den Kopf. »Deine heimlichen Talente überraschen mich immer wieder aufs Neue.«

»Hüte dich davor, sie überzubewerten«, warnte mich Vinzenz, ohne den Blick von den Terrassentüren abzuwenden. »Bei diesem Mertens scheinst du wirklich keinen Stein im Brett zu haben. Er rät deiner Verflorenen gerade eindringlich, dich aus dem Spiel zu lassen, um es mal diplomatisch zu formulieren ... Und irgendwas mit Chance oder Scheiß ...«

»Irgendwas mit Scheiß?«, wiederholte ich.

»Würde deine Ex nicht ständig mit Händen und Taschenlampe vor seinem Gesicht herumwedeln, wäre es wesentlich einfacher«, rechtfertigte sich Vinzenz. Mit zusammengekniffenen Augen spähte er durch die Verandatür. »Sie: Vielleicht funktioniert es ja«, fuhr er leise fort. »Er: Auf deine Verantwortung. Sie: Krieg das schon gebacken ... nur den Rücken frei ... Was ihr Gegenüber darauf antwortete, konnte ich nicht mehr erkennen.«

»Ist vielleicht auch nicht nötig«, sagte ich und beobachtete, wie Miriam wieder auf die Terrassentür zusteuerte. »Wenn ich ihren Gesichtsausdruck richtig interpretiere, war es eh nicht von Belang.«

Nachdem Miriam ins Freie getreten war, atmete sie tief durch. »Okay, kommt rein«, sagte sie. »Aber lasst die Spurensicherung ihre Arbeit machen. Keine Störungen oder Eigenmächtigkeiten, verstanden?«

»Na sicher doch.«

Ich betrachtete beim Näherkommen mein Spiegelbild in der Verandatür. Der Typ, der meinen Blick erwiderte, war ein unrasierter Enddreißiger, dessen Hometrainer vor einem halben Jahr den Geist aufgegeben hatte. Meine

wahre Körpergröße kam selten zur Geltung, da ich die meiste Zeit leicht gebeugt durchs Leben schritt. Vinzenz zufolge wirkte es, als suchte ich auf dem Boden unablässig nach Münzen und Lebensweisheiten, die anderen Menschen aus den Taschen gefallen waren.

»Vorsicht an der Scheibe«, warnte uns Miriam, als sie über die Schwelle trat, und drückte den rechten Türflügel sicherheitshalber noch ein Stück weiter auf. In ihm klaffte ein rechteckiges, offenbar mit einem Trennschleifer oder einer Verbundglassäge geschaffenes Loch. Im Inneren des Hauses hatte jemand die Scherben notdürftig an die Wohnzimmerwand gekehrt.

Während Miriam wieder zu Mertens ging, ließ ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Alles um mich herum versprühte ein makellos-neurotisches Ambiente. Luxus ohne Pomp, mit wenig Prunk, aber dafür mehr Stil. Wir standen auf lackiertem, ungeschliffenem Schieferboden, der zum Barfußlaufen einlud. Allein das Wohnzimmer war fast so groß wie mein gesamtes Apartment und erinnerte mehr an die Lounge eines Berghotels. Linker Hand eine weit ausladende Garnitur aus Designermöbeln und ein in die Wand eingelassener Panoramakamin, rechter Hand Bücherregale, Sammlervitrinen, drei Tatort-Astronauten von der Spurensicherung und eine zugedeckte Frauenleiche. Ich erkannte es an ihren Füßen und dem Unterarm, der unter dem Tuch hervorragte. An den hellen Natursteinwänden hingen afrikanische Holzmasken und expressionistische, in warmen Farben gehaltene Gemälde von Macke, Kandinsky und Schmidt-Rottluff. Vor den Regalen führte eine freistehende, ebenfalls mit Schieferfliesen verkleidete Maisonette-Treppe hinauf ins Obergeschoss. Das Flair war so heimelig wie eine Zimmerkulisserie auf einer Luxusmöbelmesse.

»Ich verstehe diese Leute nicht«, bemerkte Vinzenz.  
»Verdienen ihr Geld im Schlaf, könnten sich die teuersten Innenarchitekten und Raumdesigner leisten und kaufen

trotzdem so einen seelenlosen Scheiß. In diesem Dekorbunker würde sich doch nicht mal ein Saugroboter wohlfühlen.«

Die im Haus herrschende Kälte ließ mich frösteln. »Was ist hier los?«, wunderte ich mich.

»Die Klimaanlage lief auf vollen Touren«, erklärte einer der Forensiker. Hinter seiner Atemschutzmaske und der Schutzbrille war es fast unmöglich, Gesichtszüge zu erkennen. Ich glaubte aber, mich an seine Stimme zu erinnern. Es waren die Augen von Ferdinand Jelen, die mich taxierten. »Der Leichnam ist komplett ausgekühlt«, sagte er. »Zum Todeszeitpunkt lassen sich daher keine verlässlichen Angaben machen.«

Das Opfer lag unter der geöffneten Deckenverkleidung des Zuluftschachts und wirkte irgendwie unproportioniert, fast so, als trüge es einen Motorradhelm oder ein dickes Kopftuch. Überall im Raum hatten die Kriminaltechniker kleine nummerierte Schilder aufgestellt, die sich um den abgedeckten Körper herum konzentrierten.

Ich sah mich nach Miriam um, die sich noch immer mit Mertens unterhielt. Die Unaufmerksamkeit der beiden ausnutzend, näherte ich mich der Toten. Weit kam ich jedoch nicht. Als Jelen mich aus dem Augenwinkel heraus bemerkte, erhob er sich und stellte sich mir in den Weg. In der rechten Hand hielt er eine auf meinen Brustkorb gerichtete Sprühflasche, in der Linken eine UV-Lampe.

»Bleiben Sie bitte in Ihrer Hälfte«, wies er mich an. »Wir sind hier noch nicht fertig.« Er schob die Schutzbrille über seine Stirn, zog sich die Maske vom Mund, neigte den Kopf ein Stück zur Seite und schloss die Augen. »Muss ich hier drin etwa auch noch Flatterband spannen?«, fragte er so laut, dass Miriam und Mertens es unweigerlich hören mussten.

»Schon gut, schon gut ...« Ich trat ein paar Schritte zurück. »Sparen Sie sich das Theater.«

Ferdinand Jelen war ein leicht korpulenter Mittsechziger

mit grauem Haarkranz und dem Ruf, den Kopf in den Wolken zu tragen, während er seiner Arbeit nachging, und kaum etwas mehr zu hassen als eine Störung des Flusses. Vielleicht war seine ihm angedichtete Selbstvergessenheit aber auch nur eine berufsbedingte Ignoranz gegenüber den Lebenden. Ich hatte nie direkt mit ihm zu tun gehabt, allenfalls mit einigen seiner medizinischen Assistenten.

»Können Sie etwas zu den Todesumständen sagen?«, fragte ich.

Mein Gegenüber öffnete die Augen wieder und suchte den Blickkontakt seiner Vorgesetzten. Während Miriam nickte, zuckte Mertens nur mit den Schultern.

»Eine Tat im klassischen Sinne hat nicht stattgefunden«, erklärte der Mediziner. »Rein äußerlich sind keine Hinweise auf Gewalteinwirkung festzustellen. Sämtliche Epidermis-Auffälligkeiten resultieren aus Sturz- und Alreai-Kontaktverletzungen.«

»Was heißt das?«

»Eine allergische Reaktion«, erklärte Jelen. »Die Skala reicht vom harmlosen Juckreiz bis hin zur tödlichen Anaphylaxie. Hierbei muss der Betroffene das Allergen nicht einmal unwissend mit der Nahrung zu sich nehmen, trinken oder inhalieren. Allein die Berührung hat ohne medizinische Sofortmaßnahmen verheerende Folgen – *sic in hoc casu*. Nach bisherigen Erkenntnissen war es wahrscheinlich eine Sache von wenigen Sekunden. Genaueres lässt sich nach der Obduktion sagen.« Er zog Brille und Schutzmaske wieder in Position. »Wann will der Bestatter hier aufschlagen?«, erkundigte er sich.

Mertens blickte auf seine Uhr. »Sollte eigentlich jeden Moment eintreffen.«

Jelen nickte, wandte sich ab und fuhr mit seiner Arbeit fort.

»Wer ist das Opfer?«, erkundigte sich Vinzenz.

»Regina Navotná«, sagte Miriam. »Alter 66, alleinstehend. War achtzehn Jahre lang verheiratet mit

Aaron Saldek.«

Ich horchte auf. »Dem Combine-Pillendreher?«

»Ex-Pillendreher«, meldete Mertens sich aus dem Hintergrund. »Nach seinem Unfall hat er die Konzernleitung an seinen jüngeren Bruder abgegeben.«

»Die beiden haben sich vor knapp zwei Jahren scheiden lassen«, fuhr Miriam fort. »Sie hat ihren Mädchennamen wieder angenommen und das Haus seither die meiste Zeit allein bewohnt.«

»Was heißt ›die meiste Zeit‹?«

»Männerbesuche. Die Navotná war eine lukrative Kundin diverser ... nun, nennen wir es mal Agenturen. So etwas bleibt in einer Wohngegend wie dieser nicht unbemerkt. Nachbarn zufolge hat sie das Haus in den letzten Monaten allerdings immer seltener verlassen. Die Vordertür war mit vier verschiedenen Schlössern gesichert und alle Fenster geschlossen, sodass wir uns über die Terrasse Zugang verschaffen mussten.«

»Klingt nach fortgeschrittener Agoraphobie«, bemerkte ich. »Gibt es irgendetwas Besonderes? Eine Visitenkarte des Täters oder so was?«

»Zeig sie ihm«, forderte Mertens, als Miriam unschlüssig auf die Akte in ihrer Hand starrte.

Sie schloss für einen Moment die Augen, dann sah sie mich ernst und ein wenig verunsichert an. In ihrem Blick lag ein Ausdruck, den ich überhaupt nicht an ihr mochte – und der in der Regel nichts Gutes verhiess.

»Was zeigen?«, fragte ich.

Miriam faltete die Aktenmappe in der Mitte und hielt sie so, dass ich die in einer Klarsichthülle steckende Karte sehen konnte. »Die hier hatte die Tote in den Händen«, erklärte sie.

Das Dokument wirkte wie eine aufgeklappte Kondolenzkarte, deren Titelmotiv mit einem ausgedruckten Schwarz-Weiß-Foto überklebt worden war. Es zeigte Miriam und mich nach einer Pressekonferenz anlässlich

eines Falles, dessen Aufklärung vor anderthalb Jahren für relativ viel Aufsehen gesorgt hatte. Die Aufnahme war damals in mehreren Tageszeitungen abgedruckt worden und seither sporadisch im Rahmen diverser, mehr oder minder sachlicher Online-Artikel erschienen.

Da ich nur die Vorder- und Rückseite der Karte sehen konnte, nicht aber den Innenteil, griff ich instinktiv nach der Akte, woraufhin Miriam die Mappe zurückzog und wieder schloss. »Das sind Interna.« Sie nickte, als wollte sie sich selbst gegenüber ihre eigenen Worte bestätigen, wich aber meinem Blick aus. Die Umstände schienen ihr äußerst unangenehm zu sein.

»Wollt ihr mich verarschen?«, fragte ich in die Runde.

Selbst die Forensiker hielten daraufhin mit ihrer Arbeit einen Moment lang inne und verfolgten die Situation. »Lass mich das bitte mal sehen!«, forderte ich Miriam ruhig, aber bestimmt auf.

Mertens nickte auffordernd, als sie sich zu ihm umsah. Aus ihrem Blick las ich, dass sie ihren Kollegen in diesem Moment am liebsten auf den Mond gewünscht hätte. Nachdem sie einmal tief durchgeatmet hatte, zog sie wortlos die Karte aus der Mappe, klappte sie auf und reichte sie mir.

*Semiramis im Schatten verbündet mit Eskandar*, hatte der Verfasser in krakeligen Buchstaben über beide Hälften der Innenseite geschrieben. *Die Erhabene fragt: Was eint den Wunsch nach Dasein, Thích Quang Dúc und Jirafa Ardiendo? Die weise Antwort des Beschützers rettet der Toten Leben.*

»Ernsthaft?«, fragte ich, nachdem ich die Zeilen mehrmals gelesen hatte. Die Schrift war so ungelenk, dass sie unmöglich echt sein konnte. »Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was ich davon halten soll.«

»Willkommen im Club«, brachte Mertens sich mit ein. »Offensichtlich hat sich der Täter über euch beide schlau gemacht.«

»Fällt dir daran irgendetwas auf?«, fragte Miriam.  
Ich betrachtete das Foto. »Wir waren glücklicher ...«  
Miriam senkte den Blick und nahm die Karte  
kommentarlos wieder an sich.

## 2

Es war nur eine kurze Berührung, ein flüchtiges Streifen unserer Finger, doch der Kontakt war intensiv genug für ein Echo. Von einem Moment zum anderen stand ich im Freien. Um mich herum erstreckte sich ein schier endloses, sturmgepeitschtes Feld aus kaum wadenhohen, azurblauen Blumen. Obwohl sich darüber ein schwarzer, sternloser Himmel spannte, leuchtete die Landschaft taghell. Ich bückte mich, um ein paar der Halme auszureißen, und betrachtete die kleinen Blüten aus der Nähe. Was von Horizont zu Horizont unter den Windböen wogte, waren Vergissmeinnicht.

Kaum ausgerissen, begannen die Halme in meiner Hand zu verwelken. Nur wenige Schritte entfernt wuchsen die Pflanzen jedoch empor und formten sich zu etwas, das wie eine menschliche Gestalt aussah. Mir den Rücken zukehrend und in ein Blütenkleid gehüllt, stand sie schließlich leicht gebückt da und schien den Boden zu betrachten.

»Hallo?«, rief ich.

Schweigend wandte die Erscheinung sich um. Bevor ich jedoch erkennen konnte, womit ich es zu tun hatte, verblasste die Landschaft wieder. Statt in das Gesicht der Vision blickte ich in einen Scheinwerfer der Spurensicherung, dann auf den verwelkten Blütenhalm in meinen Fingern ...

Es konnte sich nur um einen absurden Zufall handeln.

Der Pflanzenrest musste unbemerkt an der Rückseite der Karte oder an Miriams Finger gehaftet haben. Ich hatte nie zuvor etwas aus der Echo-Dimension mit herübergebracht. Niemals. Das käme der Unmöglichkeit gleich, mit dem Aufwachen ein Traumartefakt zu einem realen Objekt zu manifestieren. Es war absolut unmöglich, völlig absurd, ja geradezu irrational.

»Lex?«, riss mich Miriams Stimme endgültig in die Wirklichkeit zurück. »Alles okay bei dir?«

Ich hob den Kopf und starrte sie an, dann wieder auf meine Finger. Das verwelkte Vergissmeinnicht war verschwunden. Suchend sah ich mich auf dem Boden um, hob sogar meine Schuhe, um mich zu vergewissern, dass es nicht an einer der Sohlen klebte. Doch ich fand kein Vergissmeinnicht. Nirgends. Und dennoch ertappte ich mich dabei, unschlüssig zu sein, ob ich darüber enttäuscht oder erleichtert sein sollte.

»Lex!« Miriam schwenkte ihre Aktenmappe vor meinem Gesicht. »Aufwachen!«

Ich blinzelte sie an, dann wandte ich mich um und betrachtete die abgedeckte Leiche und die um sie herum verstreuten blauen Farbtupfer auf dem Schieferboden. »Ein Abschied«, murmelte ich.

»Bitte?«

»Ein Abschied in Liebe«, erklärte ich. »Die um den Leichnam herum verteilten Blütenblätter sind ein Hinweis darauf, dass Opfer und Täter sich sehr nahestehend haben müssen.«

Miriam und Jelen tauschten einen Blick. »Das sind keine Blütenblätter.« Sie reichte mir eine verschlossene Plastiktüte, in der mehrere der schillernden Objekte gesammelt waren.

»Schmetterlinge?«, staunte ich, als ich ihren Inhalt im Licht begutachtete.

»Himmelfalter, um genau zu sein«, erklärte Jelen.  
»*Morpho peleides*.«